



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Joseph von Eichendorff**

**Keiter, Heinrich**

**Köln, 1887**

X. Erste Ausgabe von Eichendorff's gesammelten Gedichten. Eichendorff's Lyrik. "Schloß Dürande." "Die Entführung." "Die Glücksritter." Uebersetzungen aus dem Spanischen.

**urn:nbn:de:hbz:466:1-15133**

Taugenichts ausgenommen. Wir verlangen, wie es im Wesen der Phantastie thätigkeit bedingt ist, in der epischen Dichtkunst eine straffe, fest zusammengefügte Handlung, sowie klare Umrisse in der Zeichnung der Charaktere, und wir vermögen nicht voll zu genießen, wo wir beides vermissen. Jean Paul war ein großer Dichter, aber seine formlosen, zerfließenden Romane werden nicht mehr gelesen; in Eichendorff's Romanen und Novellen steckt ein Schatz von echter Poesie, mit dem Dutzende von Dichtern ausgestattet werden könnten, aber die große Menge wird nicht geneigt sein, ihn zu heben.

## X.

Inzwischen verfaßte Eichendorff auch eine große Zahl von lyrischen Gedichten sowie Balladen und Romanzen, welche er zum größten Theil in den Jahrgängen 1832 bis 1837 des deutschen Musen-Almanachs und des deutschen Taschenbuchs erscheinen ließ. Im Jahre 1837 gab er seine sämtlichen Gedichte zum ersten Male gesammelt heraus, in einem starken Bande von fast 500 Seiten.

Eichendorff's Stärke ist das Lied, jene Art der lyrischen Dichtkunst, die im geringsten Umfange die höchsten Wirkungen zu erzielen und eines Dichters Unsterblichkeit zu begründen vermag. Das Lied kommt aus dem Herzen, aus der bewegten Seele; es quillt hervor wie der „Quell aus verborgenen Tiefen“, wie der Sang der Nachtigall in lauen Frühlingsnächten. Fern von aller Reflexion gibt es nichts als den ungekünstelten Ausdruck eines wahren Gefühls und ruft in Andern dieselben Empfindungen hervor. Das Lied ist, so klein es erscheint, ein in sich vollendetes Kunstwerk; die Empfindung hat es hervorgebracht und anregend ausgestaltet, die ganze Wärme des stark fühlenden Herzens hineingelegt; die Kunst hat es abgerundet, concentrirt und mit einschmeichelnder Melodie umgeben; es sagt nicht zu viel und nicht zu wenig, es hat den kräftigsten Ausdruck und herzerfassende Innigkeit, und alles das ohne Wortgepränge. Es ist Gefühl und weckt Gefühl und versetzt uns in eine Stimmung, in der unsere edelsten Seelenkräfte angeregt erscheinen.

Das hat in vollkommener Weise das Volkslied erreicht, und darum sind gar viele unserer Liederdichter bei dem Volkslied in die Schule gegangen und haben sich bemüht, ihm seine Schönheiten abzulauschen. Aber wie wenigen ist das geglückt! Jene Schönheiten sind keine bloßen Kunstgriffe, welche der Scharfblickende bald erfäßt und der Gewandte bald anzuwenden versteht, es sind, wenn der Ausdruck erlaubt ist, organische Eigenschaften, welche verliehen sein müssen und nicht erworben werden

können. Und da finden wir als die Mutter aller Schönheit das natürliche, unwiderstehlich hervorquellende Gefühl, die innere Wahrheit der Empfindung und des Ausdrucks.

Eichendorff besaß sie ebensowohl wie die ungenannten Sänger aus dem Volke, welche uns mit unvergänglichen Liedern beschenkten. Nichts war ihm verhaßter als Lüge und Unwahrheit, nichts widerwärtiger als die gefälschte Natur. „Wie wollt ihr,“ läßt er sein Ebenbild Friedrich in „Ahnung und Gegenwart“ sagen, „daß die Menschen euere Werke hochachten, sich daran erquicken und erbauen sollen, wenn ihr euch selber nicht glaubt, was ihr schreibt, und durch schöne Worte und durch künstlerische Gedanken Gott und Menschen zu überlisten trachtet? Das ist ein eiteles, nichtsnutziges Spiel und es hilft euch doch nichts, denn es ist nichts groß, als was aus einem einfältigen Herzen kommt. Das heißt recht dem Teufel der Gemeinheit, der immer in der Menge wach und auf der Lauer ist, den Dolch selbst in die Hand geben gegen die göttliche Poesie.“ Er selbst sagt:

Was mir das Herz bewogen,  
Das sagte treu mein Mund,  
Und das ist nicht erlogen,  
Was kommt aus Herzensgrund.

und:

Den lieben Gott laß in dir walten,  
Aus frischer Brust nur treulich sing'!  
Was wahr in dir, wird sich gestalten,  
Das andre ist erbärmlich Ding.

So hat er gesungen, dem lebendigen Strom echten Gefühls in seiner Brust freien Lauf gelassen. Den größten Einfluß auf sein Dichten übte die Natur aus, in deren unversiegbare Schönheit er sich von Kindheit an mit Leidenschaft versenkt hatte. Vielleicht war der Einfluß ein zu mächtiger, denn er hat ihn verführt, ein schönes Bild, welches die Natur ihm bietet, eine Empfindung, welche sie in ihm hervorrufen, in derselben Tonart häufig zu besingen, wodurch in den Naturliedern eine gewisse Einförmigkeit entsteht. Es geht dem Dichter wie dem Knaben, von welchem er in dem reizenden „Frühlingsneß“ singt:

Im hohen Gras der Knabe schlief,  
Da hört er's unten singen,  
Es war, als ob die Liebste rief,  
Das Herz wollt ihm zerspringen.

. . . . .  
So süße Zauberei ist los,  
Und wunderbare Lieder  
Geh'n durch der Erde Frühlingschooß,  
Die lassen ihn nicht wieder.

Eine eben so süße Zauberei ruht in seinen Liedern. Sie lassen uns nicht los, sie klingen in unserer Seele wieder wie die unvergessenen Melodien, welche in seliger Kinderzeit der Mund der Mutter uns sang. Es sind Lieder, in welche der Dichter die fesselnde Schönheit der Natur gebannt hat, daß sie von dort aus ihre unwiderstehliche Gewalt über den Menschen ausübt. Die besänftigende Stimmung des ruhigen Abends hat Niemand so treu wiedergegeben wie er in dem „Abend“ betitelten Gedichte (Schweigt der Menschen laute Lust); den süßen Reiz der „Mondnacht“ hat Niemand so geschildert wie er (Es war als hätt' der Himmel); und kein anderer Dichter hat die traumverlorene Stille der Nacht so schön und innig zu malen verstanden wie Eichendorff in „Abendständchen“ (Schlase, Liebchen, weil's auf Erden). W. Scherer sagt mit Recht<sup>1)</sup>: „Eichendorff weiß das Gemüth mit einem Zauberstabe zu rühren, daß alle verborgenen Quellen rauschen und die Schauer der Nacht uns umfassen oder die Berge, Wälder und Ströme zu unsern Füßen liegen und die Glocken im Thale klingen und der heilige Morgen um unsere Sinne blüht.“

Eichendorff's Poesie ist so recht die Poesie des Wanderns, sie könnte uns verlocken, den Wanderstab zu ergreifen und in den rauschenden Frühling hinaus zu eilen. Er selbst ruft voller Sehnsucht:

Böglein in den sonnigen Tagen!  
Lüste blau, die mich verführen!  
Könnst' ich bunte Flügel rühren,  
Ueber Berg und Wald sie schlagen!

Wandern mit leichtem Gepäck, ohne eine bestimmtes Ziel, nur immer in die duftende Natur hinein, stets bereit, abzuschweifen vom gebahnten Wege und sich in geheimnißvollen Gründen zu verlieren, ein festes Lied in die Lüfte schmetternd, jede Blume pflückend und jede Schöne grüßend, so zieht Eichendorff wie die Helden seiner Novellen vollen Herzens und offenen Auges durch die Welt. Denn sein Wahlspruch ist:

Durch Feld und Buchenhallen,  
Bald singend, bald fröhlich still,  
Recht lustig sei vor allem,  
Wer's Reisen wählen will.

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt,“ singt er und bedauert alle Jene, die im Thal verderben müssen in trüber Sorgenhaft. Darum liebt er jene unständigen Burschen und legt ihnen gern seine Lieder in den Mund: die Musikanten und Schauspieler, Soldaten und Studenten, Jäger und Gärtner, und alle, die es lieben, in der freien Natur sich zu tummeln.

<sup>1)</sup> N. a. D. 655.

Am liebsten zieht der Dichter hoch auf die Berge:

O Luft, vom Berg zu schauen  
Weit über Wald und Strom,  
Hoch über sich den blauen,  
Tiefklaren Himmelsdom.

Denn auf den Bergen wohnt Wahrheit und Frieden, und das Getöse der allezeit geschäftigen Welt dringt nicht bis zu ihrer lustigen Höhe hinauf. Und nicht minder reizt unsern Dichter die Herrlichkeit des deutschen Waldes, den er besungen hat wie bis jetzt kaum ein anderer Dichter unseres weiten Vaterlandes. Von Tausenden gesungen, schallen, so weit die deutsche Zunge klingt, das herrliche: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben,“ und das erhebende: „O Thäler weit, o Höhen,“ und in Tausenden erweckt er ein sehnsüchtig Echo, wenn er singt:

Könnt' ich zu den Wäldern flüchten,  
Mit dem Grün in frischer Luft  
Mich zum Himmelsglanz aufrichten —  
Stark und frei wär' da die Brust.

Aber der Dichter ist bescheiden; er will nicht die fremdartigen Herrlichkeiten fremder Länder genießen, sondern einzig sich versenken in die einfache Schönheit seines Vaterlandes und seiner engern Heimath. Mit tausend süßen Banden hält ihn das schöne Fleckchen Erde fest, auf welchem er das Licht der Welt erblickte, und er bleibt der Heimath treu in weiter Ferne; überall erreicht ihn ihr leiser Ruf:

Ihr Wipfel und ihr Bronnen, raucht nur zu!  
Wohin du auch in wilder Luft magst dringen,  
Du findest nirgends Ruh,  
Erreichen wird dich das geheime Singen —  
Ach, dieses Vannes zauberischen Ringen  
Entfliehn wir nimmer, ich und du!

Lebendigstes Naturgefühl ist die eigentliche Seele der Eichendorff'schen Lyrik; vor ihr treten die übrigen Empfindungen nicht in gleicher Stärke hervor. Die Liebe, welche bei der Mehrzahl unserer Dichter den alleinigen Gegenstand ihrer Lieder bildet, nimmt bei ihm im Vergleich zu jenen eine bescheidene Stelle ein. Es finden sich unter den etwa 350 rein lyrischen Gedichten Eichendorff's nur 40 eigentliche Liebeslieder. Leider müssen wir aber auch hier die Beobachtung machen, welche sich uns bei Besprechung einiger Novellen Eichendorff's bereits aufdrängte: die Liebe ist hin und wieder von der sinnlichen Seite aufgefaßt. Glücklicher Weise gehören die wenigen Gedichte, bei denen es der Fall ist, nicht zu seinen besten. Trotz dieser bedauerlichen Verirrungen seiner Phantasie aber dürfen wir behaupten, daß der Grundzug der Liebeslyrik Eichendorff's eine reine und keusche Empfindung ist. Er liebte treu und innig, er

liebte als Christ. Will man seine Liebeslieder charakterisiren, so stelle man an die Spitze das Gedicht: „Der Gärtner“, mit den lieblichen beiden Strophen:

In meinem Garten find' ich  
 Viel Blumen bunt und fein,  
 Viel Kränze wohl draus wind' ich  
 Und tausend Gedanken bind' ich  
 Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,  
 Sie ist zu hoch und schön,  
 Die müssen alle verbleichen,  
 Die Liebe nur ohnegleichen  
 Bleibt ewig im Herzen steh'n.

Der Gegensatz der Eichendorff'schen Lyrik zu der Heine'schen, welche damals wie jetzt in hohem Ansehen stand und zahlreiche Nachahmer weckte, ist ein schneidender. Für Eichendorff ist die Liebe etwas Heiliges, eine von Gott geadelte Empfindung, eine Kraft des menschlichen Herzens; Heine betrachtet sie meist als ein bloßes Spiel oder als ein Gefühl, über das man sich, wenn man sich ihm genügend hingegeben und es ausgekostet hat, lustig machen kann; Eichendorff blickt zum Weibe hinauf, das Geschlecht ist ihm geadelt durch die hehre Jungfrau, welche der Welt den Erlöser schenkte; bei Heine läuft alles, verhüllt oder unverhüllt, auf den Genuß hinaus, für Eichendorff ist die Liebe das Mittel zu einer unauflösliehen Leibes- und Seelen-Gemeinschaft, in der das eine im andern einzig sein Glück findet.

Und dieser durchgreifende Unterschied in der Auffassung eines Verhältnisses, das auf der Scheide zwischen Idealität und Naturalismus steht, beruht einzig auf der grundverschiedenen Geistesrichtung der beiden hervorragenden Dichter. Eichendorff war ein so überzeugungstreuer Christ, ein so entschiedener Katholik, wie sie unter seinen romantischen Kollegen selten genug waren. Wir haben ja schon gesehen, wie fest er im Leben und im Amte an seinem katholischen Glaubensbekenntnisse hing und eben so mannhaft verfocht er es in seinem Dichten. Am schönsten spricht sich seine katholische und fromme Gesinnung in den zahlreichen geistlichen Liedern aus, welche Innigkeit der Empfindung und Schönheit der Form vereinen. Besonderer Reiz ruht über den Muttergottesliedern, in welchen neben einer wahrhaft tiefen Verehrung sein ritterlicher Sinn sich deutlich ausspricht. Dasselbe unerschütterliche Gottvertrauen finden wir in Eichendorff's vaterländischen Gedichten, deren wir schon früher gedacht haben<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Wie Dr. Wilhelm Martens, Regens des Clerical-Seminars zu Pelpin, durch Eichendorff's Gedichte dem katholischen Glauben zugeführt wurde, erzählt er selbst in Rosen-

Weit weniger bedeutend erscheint Eichendorff als lyrisch-epischer Dichter. Der schon erwähnte Mangel seines Talentes in der Schaffung fest umrissener Gestalten sowie bestimmter zielbewußter Situationen tritt in seinen Balladen und Romanzen häufig genug hervor, wenngleich es ja auch unter ihnen einzelne Gedichte von hoher Schönheit und ergreifender Tiefe des Gefühls gibt. In vielen zeigt sich eine besondere Vorliebe für das Grausige und Geistesstische, welches auch in den Novellen merklich hervortritt. Der lyrische Gehalt wiegt überall vor und läßt eine klar gestaltete Handlung nicht hervortreten.

Wir wollen das nicht bedauern; Eichendorff war seiner ganzen Anlage nach Lyriker und gehört als solcher zu den bedeutendsten unter unsern liederfrohen Dichtern. Wie er, hat es nur selten ein Poet verstanden, seinen kleinen Liedern eine natürliche Melodie einzuhauchen, so daß sie sich in unsere Seele einschmeicheln wie eine zaubervolle Musik. Wenn es als ein Haupterforderniß des echten Liedes bezeichnet werden muß, daß es sangbar sei, und den Musiker zur Composition gleichsam herausfordere, so sind Eichendorff's Lieder Muster ihrer Gattung. Die süße Melodie, welche dem winzigen Liede: „Der Abend“

Schweigt der Menschen laute Lust!  
Rauscht die Erde wie in Träumen  
Wunderbar mit allen Bäumen  
Was dem Herzen kaum bewußt,  
Alte Zeiten, linde Trauer,  
Und es schweifen leise Schauer  
Wetterleuchtend durch die Brust,

in so hohem Maße zu eigen ist, kann als charakteristisch gelten für Eichendorff'sche Gedichte überhaupt. Und sie ist da, obwohl der Dichter die von der Poetik aufgestellten Gesetze des Rhythmus und des Reimes in willkürlichster Weise unbeachtet läßt. Häufig genug findet man fehlende

thal's „Convertitenbildern“ (I. 3. 182): „So war ich in der Periode des beginnenden Jünglingsalters ohne festen religiös-sittlichen Halt. Zu meinem Heile fesselte mich aber eine gnädige Fügung an die Poesieen Josephs von Eichendorff. Der gemüthvolle Ton und die lieblichen Naturschilderungen des Dichters machten auf mein Herz einen sehr wohlthuenden Eindruck. Ich bekenne gern, daß Eichendorff meinem Gemüthe damals eine bessere Richtung gegeben hat. . . . Die Erwägung nun, daß mein Lieblingsdichter katholisch, und zwar ein eifriger und consequenter Katholik sei, stimmte mich milder gegen die katholische Kirche. Und wenn ich auch im jugendlich thörichten Uebermuth meinte, daß ein „starker Geist“ nicht an einem beschränkten Confessions-Glauben haften dürfe, so entwickelte sich doch unvermerkt aus jener poetischen Stimmung eine Vorliebe für katholische Institute und Kultusformen. Die Gedichte von Eichendorff in der Tasche, habe ich öfters allein die Umgebung Danzig's durchstreift; als ich erfuhr, daß in der Pfarrkirche zu Oliva zum Vesper-Gottesdienst ein Kirchenlied meines theuern Eichendorff (O Maria, meine Liebe) gesungen würde, betrat ich an manchem Sonntag-Nachmittag das schöne Gotteshaus.“

oder überzählige Versfüße und sehr gewagte Reimversuche, mit deren Nachweisung wir den Leser verschonen dürfen. Es liegt uns fern, ein solches Verfahren, das schließlich, wenn allgemein angewendet, zur Anarchie führen müßte, zu rechtfertigen, aber es beweist den alten Satz, daß Beachtung der Kunstregeln allein nicht den Dichter macht.

Eine große Anzahl von Eichendorff's Liedern war, wie bereits erwähnt, durch vorherigen Abdruck in Zeitschriften und Taschenbüchern in Deutschland bekannt geworden, ja die schönsten derselben wurden bereits damals, als die Gedichte zum ersten Male gesammelt erschienen, componirt von C. M. von Weber, Bernhard Klein und Mendelssohn, von Tausenden sangeslustiger Kehlen in die Lüfte gesandt. So erzählt Wolfgang Müller von Königswinter aus jener Zeit: „Wenn ich mit meinen Künstlerfreunden in Düsseldorf und mit meinen Studien- genossen in Bonn zusammen war, so hatten wir die Schlegel, Tieck, Kleist und Brentano wohl gelesen, aber den lieben Eichendorff hatten wir gesungen. Wie oft waren da nicht die Klänge »In einem kühlen Grunde« zur Tageszeit in Wald und Feld, durch Berg und Thal und zur Nacht in den Straßen der Stadt aus unsern Kehlen geschmettert worden, denn dies Lied galt schon zu jener Zeit als Volkslied. Wir wanderten mit dem Gesang: »Wem Gott will rechte Gunst erweisen« und: »Es schienen so golden die Sterne«. Und dann hatte ja auch Mendelssohn zu zwei Texten des Dichters: »Wer hat dich, du schöner Wald« und »O Thäler weit, o Höhen« die wundervollen Melodien gefunden, die heute noch stets zum Vortrag kommen, wenn irgendwo Quartette erhoben werden. Solche Worte und solche Weisen hatten sich so tief in das Herz geschmeichelt, daß man den Urheber, auch ohne ihn zu kennen, lieb haben mußte.“ Auch die Malerwelt bemächtigte sich der Eichendorff'schen Lieder, indem sie aus ihnen malerische Motive schöpfte, während fremdländische Poeten die schönsten derselben in ihre heimathliche Sprache übertrugen, so Marmier, Borel und Bourges in die französische, Baskerville in die englische.

Indessen entsprach der buchhändlerische Erfolg der Gedichte nicht der Popularität des Dichters; sie erlebten erst nach sechs Jahren, 1843, die zweite Auflage, 1850 die dritte, 1856 die vierte u. s. w. Die schönsten Lieder des Dichters waren Lieder- und Notenbüchern einverleibt, und daran ließ das deutsche Publicum, wie bei manchem andern Dichter, es sich genügen. Auch Anerkennung von hochgestellten Persönlichkeiten wurde Eichendorff in reichem Maße zu Theil. Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem preussischen Königsthron, drückte ihm wiederholt das große Interesse aus, welches er an seinen Gedichten nahm, so daß Eichendorff es wagen durfte, dem edeln König, mit



welchem eine seltene geistige Uebereinstimmung ihn verband, die Gesamtausgabe seiner Werke zuzueignen.

In Berlin entstanden auch noch mehrere Novellen, welche, wie wir bereits angedeutet haben, des eigentlich romantischen Gehaltes, welcher die frühern Schöpfungen Eichendorff's so entschieden kennzeichnet, mehr oder minder entbehren. „Schloß Dürande,“ welches zuerst 1837 in der „Urania“ erschien, gehört zu den besten Werken unseres Dichters und darf überhaupt als ein Cabinetstück der Novellistik betrachtet werden. Gleichzeitig ist sie die einzige Novelle Eichendorff's, welche einen Fortschritt gegen die frühere Darstellungsweise bezeichnet und beweist, daß der Dichter auch in hohem Grade fähig war, echt realistisch zu schildern. Seltsamer Weise finden wir die gleiche Erscheinung bei andern romantischen Dichtern, denen man, nach ihren Hauptschöpfungen zu urtheilen, kaum die Fähigkeit zuschreiben möchte, frisch in's Leben hinein zu fassen. Achim von Arnim schrieb den „tollen Invaliden“, Heinrich von Kleist den „Michael Kohlhaas“, Brentano die „Geschichte vom braven Kasperl und schönen Annerl“ und der schier wahnwitzige G. L. A. Hoffmann seinen lieblichen „Meister Martin“, dies echt realistische Genrebild. Eichendorff geht in „Schloß Dürande“ in die Zeit der ersten französischen Revolution zurück und entrollt uns am Faden einer einfachen Handlung ein düsteres, grau in grau gemaltes Gemälde. Der im Dienste des Grafen Dürande stehende Jäger Renald sieht, daß seine Schwester Gabriele mit einem jungen Manne liebelt, den er als Hippolyt, den Sohn seines Herrn, erkennt. In richtiger Erwägung, daß aus diesem Verhältniß nichts Gutes erwachsen könne, bringt er sie in ein Kloster, aus welchem sie jedoch nach einiger Zeit spurlos verschwindet. Da wenige Tage vorher der junge Graf in der Nähe des Klosters gesehen worden ist, so glaubt Renald, derselbe habe seine Schwester entführt. Er eilt zum alten Grafen, der ihn mit Hohn empfängt, zum jungen, der ihn energisch abweist, zum Gericht, das auf seine Klagen nicht eingeht — er versucht überall, sein Recht zu erhalten und die Bestrafung des Entführers herbeizuführen, vergebens; er wird schließlich als Irrsinniger in festen Gewahrsam gebracht. Der Dichter hat in diesen Versuchen Renald's, vielleicht ohne es zu wollen, ein ergreifendes Bild der Zustände in Frankreich vor Ausbruch der großen Revolution entworfen, in welchem die Verderbtheit der vornehmen Klassen und die Mangelhaftigkeit der Rechtspflege in einem grellen Lichte erscheinen. Renald wird nach einigen Monaten aus der Irren-Anstalt entlassen, und nun beginnt er einen ähnlichen „Kampf um's Recht“, wie ihn Heinrich von Kleist in seinem „Kohlhaas“ so meisterhaft geschildert hat. Er will sein vermeintliches Recht, und wenn die Welt darüber zu Grunde geht. Da bricht die

Revolution aus, und Renald ist einer der Ersten, welche sich der neuen Bewegung anschließen. In ihm kocht ein grimmiger Rachedurst; rächen will er sich nicht allein an dem verhassten Geschlecht der Dürande, welches Schande über seine Schwester gebracht hat, sondern an Allen, welche eine Krone in ihrem Wappen tragen. Er plündert nicht, er bereichert sich nicht, er schwelgt nicht, wie so viele Andere, im Namen der Freiheit und Brüderlichkeit — aber er mordet und brennt auf den adeligen Besitzungen. Der junge Graf eilt auf seine Güter, um sie zu vertheidigen. Dort empfängt er einen Brief folgenden Inhalts: „Im Namen Gottes verordne ich hiermit, daß der Graf Hippolyt von Dürande auf einem mit dem gräßlichen Wappen besiegelten Pergamente die einzige Tochter des verstorbenen Försters am Schloßberge, Gabriele Dubois, als seine rechtmäßige Braut und künftiges Gemahl bekennen und annehmen soll. Dieses Gelöbniß soll heute bis elf Uhr Nachts in dem Jägerhause abgeliefert werden. Ein Schuß aus dem Schloßfenster aber bedeutet: Nein! Renald!“ Der junge Graf besinnt sich keinen Augenblick, er öffnet das Fenster und feuert den Pistolenschuß ab. Im Nu tauchen aus den dichten Wäldern, welche das Schloß umgeben, Schaaren unheimlicher Gestalten auf, welche sofort zum Angriff übergehen. Der Erfolg ist ihnen bei ihrer Uebermacht sicher. Der junge Graf vertheidigt sich mit wunderbarer Tapferkeit, aber es ist alles vergebens. Da naht sich ihm mitten im Gewühle wildesten Kampfes eine seltsam verhüllte Gestalt — er erkennt Gabriele. Heiß umschlingt er sie, die schon aus mehrern Wunden blutet, und sie, glücklich in dem Gedanken, daß er sie doch noch liebt, vergißt das Getöse des Kampfes. Doch die Trennung eilt schnell herbei, eine Kugel tödtet den jungen Grafen vor Gabriels Augen, und sie selbst sinkt, ihre Seele aushauchend, über ihn.

Es war Renald's Kugel, welche den Grafen dahinstreckte. Jetzt, wo die beiden Leichen vor ihm liegen, entdeckt ihm Nicolo, ein alter Diener des Schlosses, daß Gabriele von dem jungen Grafen nicht entführt worden, sondern daß sie selbst aus dem Kloster geflohen sei und sich verkleidet als Gärtnerbursche im Hause Hippolyt's aufgehalten habe, ohne daß dieser es wußte. Renald steht erstarrt, Nicolo schwört, daß er die Wahrheit gesagt. Da eilt Renald in's Schloß zurück, steckt es in Brand und wirft Feuer in den Pulverthurm, dessen Explosion ihn und alles andere unter den Trümmern begräbt.

Der fatalistisch angehauchte Schluß der düstern Novelle kann nicht befriedigen. Den jungen Grafen trifft keine Schuld; er hat es, wie aus allem hervorgeht, ehrlich gemeint, und doch macht die Kugel des Rächers seinem Leben ein Ende. Das ist keine poetische Gerechtigkeit. Darin liegt aber auch der einzige Mangel der prächtigen Novelle. Die Hand-

lung ist feck aufgegriffen und mit großer Energie, welche alle Nebensächlichkeiten verschmährt, ausgeführt. Die Darstellung ist frisch und höchst anschaulich, so daß das Ganze den Leser mit unwiderstehlicher Gewalt packt und festhält.

Im Jahre 1839, ebenfalls in der „Urania“, erschien die Novelle „Die Entführung“, welche einen abenteuerlichen übermüthigen Streich aus der Zeit Ludwig's XV. behandelt. Recker Scherz und gefährliche Begegnisse erscheinen hier in anmuthiger Vereinigung. Räuber beängstigen das Leben, ohne es zu bedrohen. Eine tolle Gräfin von dämonischer Schönheit soll dem zu eigen sein, der sie entführt; sie versucht, den Entführer zu täuschen, aber doch muß sie ihm folgen und rettet sich endlich vor ihm nur durch eine listig angelegte Flucht. Da graut dem Entführer selbst vor dem seltsamen Wesen, er wendet sich ab von ihr und der sanften Leontine zu. Auch hier entwickelt sich die Handlung flott, farbenhell und in reicher Ausgestaltung.

Im Jahre 1841 endlich erschien im „Rheinischen Jahrbuch für Poesie und Kunst“ die Novelle „Die Glückritter“, welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges spielt und ein hübsches Kleinbild aus jener wildbewegten Zeit gibt. In der Anlage ähnelt sie ein wenig der Novelle: „Aus dem Leben eines Taugenichts“, kann sich aber in der Ausführung nicht entfernt mit ihr messen.

Eine Reihe von andern Dichtungen hat Eichendorff in dieser so äußerst productiven Zeit entworfen und zum Theil ausgeführt, ohne daß sie in die Doffentlichkeit gedrungen sind. Die Biographie zählt folgende auf: „Wider Willen“, Lustspiel (1836), wo durch allerlei Verwickelungen und Mißverständnisse immer das Gegentheil von dem geschieht, was die Handelnden beabsichtigen, und Einer dem Andern wider Willen in die Hände arbeitet, eine köstliche Parodie damaliger Zustände; „Unstern“, Novelle (1838), humoristisch ausführend, wie Unstern, der gute Junge, alles Mögliche erreicht hätte, wenn er nicht eben Unstern gewesen, sogar die Erzählung, eine Selbstbiographie Unstern's, muß gleich mit dem zweiten Capitel beginnen, weil ihm das erste unglücklicher Weise abhanden gekommen; „Alt und Neu“, ein Puppenspiel (1841) von gleicher Tendenz wie das oben genannte Lustspiel; endlich „Johann von Werth“, Schauspiel (1843), dessen Held eine fecke, lebensfrische Reiternatur, leidenschaftlich aber echt ritterlich, dem Kaiser und Reich unerschütterlich ergeben, zugleich deutsche Art und deutschen Sinn gegen das falsche Fremde vertheidigt. In ihrer gegenwärtigen Gestalt, der überall noch die letzte bessernde Hand und die nöthige Uebersarbeitung fehlt, sind diese Dichtungen zur Veröffentlichung nicht geeignet. Im Nachlaß des Dichters hat sich aus jener Zeit noch eine weitere Novelle, „Eine Meerfahrt“ überschrieben,

vorgefunden, welche die märchenhafte Entdeckungsreise einer valencianischen Schiffsgeſellſchaft erzählt. Nach den ſchriftlichen Bemerkungen auf dem Manuſcripte hatte Eichendorff die Abſicht, die Erzählung noch ein Mal gänzlich umzuarbeiten, — er iſt aber nicht dazu gekommen, ſo daß die Form, in welcher ſie jetzt in den ſämmtlichen poetiſchen Werken erſcheint, viel Unfertiges und Unverſtändliches an ſich hat. Einen beſondern Werth beſitzt die Dichtung, ſo wie ſie vorliegt, nicht.

Im Jahre 1842 gab Eichendorff eine Auswahl ſeiner Werke in vier Bänden heraus, welche folgenden Inhalt zeigten: I. Gedichte. II. Ahnung und Gegenwart. III. Dichter und ihre Geſellen. Krieg den Philiſtern. IV. Aus dem Leben eines Taugenichts. Das Marmorbild. Viel Lärm um nichts. Schloß Dürande. Die Glückſritter.

Seit Mitte der dreißiger Jahre beſchäftigte ſich Eichendorff eifrig mit ſpaniſcher Sprache und Poeſie, wie er ſich in ſeiner Jugend dem Studium des Italieniſchen mit großer Liebe hingegeben hatte. Dank einem ausgeprägten Talent für Erlernung fremder Sprachen und einer bewundernswerthen Ausdauer eignete er ſich die ſpaniſche Sprache durch Selbſtſtudium völlig an und verſenkte ſich in die Schönheit und Erhabenheit der Poeſie Calderon's, von deſſen Werken er die ſehr ſeltenen älteſten beiden Ausgaben ſich verſchaffte. Bald, und zwar im Jahre 1840, trat er mit der erſten Frucht ſeines neuen Studiums an die Deffentlichkeit, mit einer Ueberſetzung des älteſten Denkmals caſtilianiſcher Sprache aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, betitelt: „Der Graf Lucanor“, in welchem eine Reihe von Novelletten vereinigt erſcheinen, die für die Sittengeſchichte jener Zeit von hohem Intereſſe ſind. Eichendorff ſagt ſelbſt darüber: „Der Reichthum eines großartigen Lebens ſpiegelt ſich überall in den nachfolgenden Geſchichten, die uns überdies unmittelbarer als viele Hiſtorienbücher in die innerſte Sinnesweiſe jener wunderbaren Zeit einführen. Manches darin mag uns noch unbeholfen, vieles aus der großen Ferne der Zeiten fremd und wunderlich erſcheinen; aber ein tüchtiger Verſtand, Ehre, echte Ritterlichkeit und Andacht gehen wie ein erfrifchender Waldhauch durch das ganze Buch.“ Die Ueberſetzung fand denn auch beim Publicum ſolchen Beifall, daß bereits nach drei Jahren eine neue Ausgabe nöthig wurde, welche Th. Hoſemann mit Zeichnungen ſchmückte.

## XI.

Im Jahre 1840 trat für Eichendorff's Leben eine entſcheidende Wendung ein. Am 14. September 1840 ſtarb Miniſter Altenſtein, zu welchem unſer Dichter in einem ſo angenehmen Verhältniß geſtanden hatte,